

(Nachdruck verboten.)

1) Pelle der Eroberer.

Lehrjahre.

Roman von W. Andersen Nezd.
Verechtigter Uebersetzung von Mathilde Nann.

1.

Ein so geringer Zufall wie der, daß der alte Klaus Hermann gerade mit seinem Mistwagen nach der Stadt hineinkam, um Dünger zu holen, an jenem hochfestigen Maien- tag, an dem sich Pelle aus dem Nest stürzte, ward entscheidend für die Lebensstellung des Jungen. Mehr konnte nicht spe- diert werden für die Frage: Was soll Pelle werden?

Er selbst hatte sie sich gar nicht gestellt, er zog bloß von dannen in den Tag hinein, den Sinn der lichten Welt ge- öffnet. Das, was er werden wollte, wenn er da hinaus ge- langte, das war etwas so Unbegreifliches, daß es geradzum Tor- heit war zu raten. Deshalb ging er nur fürdaß.

Jetzt war er an das äußerste Ende des Höhenzuges ge- langt. Er lag im Graben und verschlangte nach der langen Wan- derung, müde und hungrig, aber in vorzüglicher Laune. Da unten vor seinen Füßen, nur eine halbe Meile entfernt, lag die Stadt und schimmerte festlich, aus den Hunderten von Herdstätten schlängelte sich der Mittagsschrauch in die blaue Luft hinauf, die roten Dächer lachten schelmisch dem Tag in das vergnügte Gesicht. Pelle machte sich gleich daran, die Häuser zu zählen, er hatte sie nur auf eine Million veranschlagt, um nicht zu übertreiben, und war schon bis über hundert ge- kommen.

Mitten im Zählen sprang er ab — was sie da unten wohl zu Mittag bekamen? Sie lebten sicher gut, die da! Ob es fein war, weiter zu essen, bis man ganz satt war, oder legte man den Löffel auf halbem Wege hin — so wie Gutsbesitzer, wenn sie zu einem Festschmaus waren? Für einen, der immer Hunger hatte, war das eine sehr ernste Frage. Während und gehend, und es herrschte starker Verkehr auf der Landstraße, zogen sie vorüber, Leute mit der Kiste hinten auf dem Wagen, und andere, die ihr Hab und Gut in einem Sack auf dem Raden trugen, ganz wie er. Pelle kannte einige von ihnen und nickte wohlwollend; von ihnen allen wußte er Bescheid. Es waren Leute, die in die Stadt wollten — in seine Stadt. Einige wollten weiter fort über das Meer — nach Amerika, oder hinüber, um dem König zu dienen; man konnte das an der Ausstaffierung und an den erstarrten Gesichtern sehen. Andere wollten nur hinein, um den Lohn klein zu machen und Umziehtag zu feiern — sie kamen trällernd in ganzen Haufen, mit freien Händen und ausgelassener Laune. Aber die Eigentlichen, das waren solche, die die Kiste auf einer Schublade hatten oder sie an beiden Griffen schleppten. Sie hatten gerötete Wangen und waren fieberhaft in ihren Be- wegungen; das waren Leute, die sich von dem Lande und der gewohnten Lebensweise losgesagt, und die Stadt gewählt hatten, so wie er selbst.

Da kam ein Häusler mit einer kleinen grünen Kiste auf der Schublade, breit im Boden war sie und von ihm selbst mit niedlichen Blumen bemalt. Neben ihm ging die Tochter, sie hatte heiße Wangen, und ihre Augen waren in das Un- bekannte hinaus gerichtet. Der Vater sprach, aber sie sah nicht so aus, als höre sie es. „Ja, nun übernimmst Du die Verantwortung über Dich selbst, denke daran und wirf Dich nicht weg; die Stadt ist recht gut für jemand, der vorwärts will und auf seinen eigenen Vorteil bedacht ist; aber sie nimmt es nicht so genau damit, ob was niedergetreten wird. — Sei auch nicht zu vertrauensselig, die da drinnen sind sehr erfahren in der Verführungskunst. — Aber sanft und freund- lich mußt Du sein!“ Sie antwortete nicht; sie war scheinbar mehr davon in Anspruch genommen, daß sie die Füße in den neuen Schuhen nicht auswärts setzte.

Ein Strom ging auch hinaus; am ganzen Vormittag hatte Pelle Schweden getroffen, die am Morgen mit dem Dampfer gekommen waren und draußen auf dem Lande einen Dienst suchten. Es waren alte, abgearbeitete Leute und kleine Jungen, Mädchen so schön wie die blonde Marie und junge Arbeiter, die die Schlagkraft der ganzen Welt in Lenden und

Muskeln liegen hatten. Das war das Leben, das von ander- wärts herbeiströmte, um den Platz auszufüllen, den die fort- ziehenden Scharen hinterließen — aber das ging Pelle nichts an. Schon vor 7 Jahren erlebte er alles das, was jetzt ihre Gesichter mit Unruhe erfüllte; die Kunde, die sie jetzt be- gannen, hatte er hinter sich. Da war nichts, das sich des Umsehens verlohnte.

Aber da kam der alte Großknecht von Kaasegaard daher- gewandert, ganz amerikamäßig ausgerüstet, mit Mantelsack und seidenem Halstuch und die innere Tasche des offenen Rockes von Papieren strotzend. Also hatte er sich endlich ent- schlossen und reiste der Braut nach, die schon drei Jahre drüben war.

„Halloh!“, rief Pelle, „Geh's nun los?“

Der Knecht kam heran und setzte den Mantelsack auf den Grabenrand.

„Ja, nun soll es losgehen,“ sagte er. „Laura will nich- länger auf mich warten. Dann müssen die Alten ja sehen, wie sie ohne Sohn fertig werden; nun hab' ich drei Jahre alles für sie getan. Wenn sie nu man bloß allein fertig werden.“

„Das werden sie schon können,“ sagte Pelle erfahren, „und sonst müssen sie sich Hilfe nehmen. Das is keine Zu- kunft für junge Leute in dem Haus.“ Er hatte die Aelteren das sagen hören und schlug überlegen mit dem Stock in das Gras.

„Nein, und Laura will auch nicht Häuslerfrau werden. — — Na, denn adjo!“ Er reichte Pelle die Hand und ver- suchte zu lächeln, aber die Füge gingen ihren eigenen Weg, und es kam nur etwas Gequältes dabei heraus. Er stand eine Weile da und sah auf seine Stiefeln nieder, der Daumen ging tastend über sein Gesicht, als wolle er das Quälende wegstreichen; dann nahm er den Mantelsack und ging. Es war offenbar nicht weit her mit ihm.

„Ich kann gern das Billett und die Braut für Dich über- nehmen!“ rief Pelle ausgelassen und streckte sich wie ein Er- wachener, er war verteuftelt gut aufgelegt.

Den Weg, den Pelles eigenes Blut wies, wanderte heute Allewelt — jeder Bursche mit ein wenig Mut im Leibe, jede Dirne, die gut ausah. Der Weg war auch nicht einen Augenblick frei von Verkehr, es war wie ein großer Auf- bruch — fort von den Stätten, wo ein jeder sich verurteilt wußte, genau auf dem Fleck zu sterben, wo er geboren wurde — hinaus in die spannende Ungewißheit. Die kleinen Ziegel- steinhäuser, die über dem Stadtanger zerstreut lagen, oder in zwei einfachen Reihen aufmarschiert standen, da wo die Landstraßen in die Stadt hineinfließen — das waren die kleinen Hütten des Bauernlandes, die sich von allem da draußen losgesagt und sich in städtische Gewänder gekleidet hatten und hinabgewandert waren. Und unten am Strande standen die Häuser in Haufen zusammengequetscht um die Kirche; es war nicht dazwischen durchzufinden, so drängten sie darauf los. Das waren die Scharen, die sich auf der Wanderung befanden, getrieben von ihrer Sehnsucht in die Ferne — und dann hatte das Meer ihnen ein Ziel gesetzt.

Pelle selbst hatte nicht die Absicht, sich von irgend etwas ein Ziel setzen zu lassen. Vielleicht fand er keinen Gefallen an der Stadt, sondern ging zu See. Und dann eines Tages traf er eine Kiste, die ihm gefiel, stieg an Land und legte sich auf die Goldgräberei. Da draußen gingen die Mädchen ja splitternackt und verhüllten ihre Scham mit blauen Tätowierungen; aber Pelle, der hatte daheim seine Braut sitzen, die treu auf ihn wartete. Sie war noch schöner als Bodil und die blonde Marie zusammen, und ein ganzer Schwarm folgte ihren Fußspuren; aber sie sah getreulich da und sang die Liebesklage;

„Ich hatt' einen Schatz, und der verschwand,
Er fuhr über das graufame Meer,
Drei Jahre ist es her, daß ich mit ihm sprach,
Und er schreibt mir auch gar nicht mehr!“

Und während sie so sang, kam der Brief zur Türe herein. Aber aus jedem Brief, den Lasse bekam, fiel ein Zehnkrone- schein heraus; und eines Tages waren da Dampferbillets für alle beide. Da taugten die Vieder nicht mehr, denn darin kamen sie immer auf der Uebefahrt um, und der arme

Jüngling stand den Rest seiner Tage am Strande und spähte in der Finsternis des Wahnsinns nach jedem schwellenden Segler aus. Aber Lasse und sie kamen richtig an — nach vielen Beschwerlichkeiten, vertheilt sich — und Belle stand am Strande und nahm sie in Empfang. Er hatte sich als Wilder verkleidet und tat als wolle er sie fressen, ehe er sich zu erkennen gab.

Hopsal! Belle stand auf seinen Beinen. Oben vom Wege her tönte ein Rasseln, als ob mindestens tausend Senfen in Streit geraten seien, und ein Bretterwagen wackelte langsam auf ihn zu, von zwei Heidekrähen gezogen, wie er sie elender noch niemals gesehen hatte. Auf dem Sitzbrett saß ein alter Baueremann und bammelte ebenso zum Fallen bereit wie all das Uebrige. Ob es der Wagen selber war, oder die zwei knochengefüllten Häute davor, was einen so gewaltigen Spektakel aus dem Schrittgang machte, das wußte Belle nicht sogleich. Aber als das Fuhrwerk endlich bis zu ihm hinabgelangt war, und der alte Bauer anhielt, konnte er der Einladung aufzusitzen nicht widerstehen. Seine Schulter schmerzte noch von dem Saß.

„Du willst am Ende nach der Stadt?“ sagte der alte Klaus und wies auf seine Sabeligkeiten.

Nach der Stadt, ja! Das war ein Griff gerade in Belles überfülltes Herz hinein, und ehe er sich versah, hatte er sich und seine ganze stolze Zukunft dem alten Bauer ausgeliefert.

„Na ja — ja woll auch — — ja natürlich!“ fiel Klaus nickend ein, während Belle vorwärts schritt. — „Ja, das versteht sich! Weniger kann's ja nicht tun — Und was hast Du Dir denn gedacht, was zuletzt aus Dir werden soll — Landrat oder König?“ Er sah langsam auf — — „Ja, in die Stadt, ja woll, den Weg nehmen sie ja all, die sich zu was berufen fühlen. Sobald ein junger Windhund Kräfte in den Knochen fühlt, oder einen Schilling in der Tasche hat, in die Stadt muß er und es da lassen. Und was kommt denn nachher aus der Stadt? Dünge und nichts weiter! Was anderes hab' ich da nie in' Leben austreiben können, und nu bin ich fünfundsechzig. Aber was nützt all das Neden? Nicht mehr, als man den Hintern raussteckt und gegen das Wetter anbläst. Es kommt über sie, wie das Magentneisen über die jungen Kälber, und hu, bei, — weg müssen sie — hin und was Großes machen. Nachher, denn kann Klaus Herrmann es wieder hinter ihnen her rausfahren! Einen Platz haben sie nicht, auch keine Verwandtschaft, bei die sie unterkommen können; aber was Großes is es immer, was auf sie wartet. Denn da in der Stadt, da stehen ja die Betten aufgemacht auf der Straße und die Kinnsteine fließen über von Essen und von Geld. — Oder was hast Du Dir denn gedacht? Laß uns das mal hören.“

Belle wurde dunkelrot. Er war noch nicht bis zum Anfang gelangt und wurde schon dabei ertappt, daß er sich wie ein Kindvieh aufführte.

„Na ja, ja,“ sagte Klaus gutmütig — „Du bist ja kein größerer Narr als all die anderen. Aber wenn Du auf meinen Rat hören willst, dann geh' bei Schuster Jeppe Kosod in die Lehre; ich will gerade zu ihm hin und Dünge abholen, und ich weiß, daß er einen Jungen sucht, dann brauchst Du nicht im ungewissen rumzuzappeln, und Du wirst gleich vor die Tür gefahren, wie 'ne Herrschaft.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Das Märchen vom verschwundenen Taler.

Von Max Stempel.

„Es war einmal“ —

Ja, was denn?

Der junge Dichter, der diese Worte so rasch und feurig, in so kräftigen Buchstaben zu Papier gebracht hatte, stockte plötzlich, stützte den Kopf in die Hand und sann nach.

Was war denn einmal?

Aber je eifriger er darüber nachsann, desto weniger fiel es ihm ein, bis er endlich zu grübeln aufhörte. Die Vergangenheit schien ihm, so fleißig er sein Gedächtnis auch anstrengte, mit einem Schlage wie ausgelöscht.

Und er legte traurig die Feder aufs Schreibzeug und gab es auf, ein Märchen zu erzählen, wie er gewollt hatte. Denn ohne Vergangenheit ist kein Märchen möglich. Alle wirklichen Märchen fangen an: „Es war einmal,“ und wer nicht weiß, was einmal war, der soll das Märchen erzählen hübsch bleiben lassen. Die Gegenwart kennt keine Märchen, die ist zu nüchtern dazu.

Das kam dem jungen Dichter so recht zum Bewußtsein, als er sich in dem ärmlichen, engen Dachstübchen umblühte, das seine Wohnung war. Ein zerledertes Sofa, ein Tisch und ein wackliger Stuhl, die er billig vom Trödler erstanden hatte: das bildete den ganzen Gausrat des Dichters. Einen Schrank hatte er noch nicht kaufen können, und nicht einmal eine Bettstelle besaß er; hinter einer vergilbten roten Gardine, die auch einmal bessere Tage erlebt haben mochte, lag auf der Erde ein Strohsack, und darüber war eine graue Wolldecke gebreitet. Da schlief der Dichter des Nachts; aber er träumte auf diesem dürftigen Lager so herrlich, wie man herrlicher nicht im kostbarsten Himmelbett träumen kann.

Auch ein Ofen stand in der Ecke des Stübchens, und wenn es Winter war, so heizte der Dichter ein bißchen ein; denn der Ofen brauchte nicht viel, um genügend Wärme zu geben. Heut aber stand er verdrießlich in der Ecke und fror, wie sein Herr, der kein Geld gehabt hatte, um Holz und Kohlen zu besorgen. Und der Schneesturm rüttelte am Fenster und häufte davor die kühlen weißen Flocken zu wahren Maulwurfsbügeln an, die höher und höher stiegen und fast schon die winzige Scheibe verhüllten, so daß es immer dunkler im Stübchen wurde.

„Ja, ja“, seufzte der junge Dichter und hauchte betrübt in die eiskalten Finger. Und dann warf er sich aufs Sofa, daß die altersmüden Sprungfedern in schrille Klage töne ausbrachen, und zog die graue Wolldecke bis an den Hals.

Und als ihm unter der Decke etwas wärmer geworden war, tauten auch seine Gedanken wieder auf und er wurde sogar sehr munter, denn er mußte auf einmal an die schöne Tänzerin denken, die er gestern so bewundert hatte.

Ja, gestern! Da schwamm er auch noch im Ueberfluß. Einen richtigen blauen Taler hatte er gestern besessen!

Den hatte ihm ein Onkel zum Danke für ein Geburtstagsgedicht geschenkt, das unter Brüdern gut seine zwanzig Taler wert gewesen wäre. Aber der Onkel war nicht reich und Vater von sieben Kindern deswegen konnte er grade nur den einen Taler entbehren. Es war auch nicht nötig, daß er mehr gab, denn der Dichter war nicht verwöhnt, und hatte sich über den einen Taler so unbändig gefreut, wie andere Leute, die keine Dichter sind, sich kaum über hundert Taler freuen.

Und gestern war er, seinen Taler in der Tasche, ausgegangen und hatte sich in der Stadt umgesehen, wie er ihn am besten wieder loswerden könne.

Wohl hatten ihn die vielen köstlichen Läden voll Lederer Törtchen oder fetter Würste, die in den vornehmen Straßen zum Eintritt luden, gar mächtig angezogen, und öfter als einmal glaubte er schon der Verführung erliegen zu müssen. Aber tapfer hatte er doch immer wieder seine Begierde niedergekämpft, die nur aus dem Magen und nicht aus dem Herzen kamen und ihm daher eines Dichters unwürdig schienen. Und so war er weiter und weiter in die minder vornehmen Straßen gelangt, ohne daß er sich für einen der Genüsse, die überall lockten, entschieden hätte.

Aber dann blieb er, wie verzaubert, vor einem Theaterchen in der Vorstadt stehen, wo brave Spießbürger und ehrsame Handwerker ihr Vergnügen fanden. Ein großes Riesenplakat, das dort an der Mauer klebte, hatte es ihm angetan.

Das Plakat war wirklich übertrieben grell, und die Tänzerin Pepita, die es darstellen sollte, war gräulich verzeichnet; aber der Farbenkleber, von dem es stammte, hatte doch die Schönheit, die aus ihren Hüften zum Herzen des jungen Dichters sprach, nicht völlig verwischen können. Und so löste er an der Kasse für zwei Groschen ein Billett und trat ein.

In dem dunstigen, verräuchernten Raume war kein Plätzchen mehr frei; aber endlich schob ihm ein dicker Herr, der mit zwei dicken Weibern an einem schmierigen Tische saß, doch noch mürrisch einen Stuhl zu. Der Dichter setzte sich und sah wie im Rebel einen Kerl, stark wie Herkules, Zentnergewichte heben, hörte eine Sängerin mit verrosteter Stimme Gassenhauer singen, und was es sonst noch zu sehen und zu hören gab; er rührte, wenn die anderen klatschten, keine Hand, sondern wartete, wartete nur auf sie, auf Pepita.

Und jetzt trat sie auf.

Wer das in dem kleinen Vorstadttheaterchen gesucht hätte! Sie glied in keinem Zuge dem grellen Plakatsbild draußen. Wie schön, so wie wunderschön sie war! Trotzdem sie gar keinen besonderen Putz trug, keine Spigenschleier und keine seidenen Gewänder, keine goldenen Armbänder und Ohringe, wie sie die Tänzerinnen in den großen Theatern, wo die reichen Leute verkehren, zu tragen pflegen. Und wie anmutig sie tanzte! Der Dichter dachte an Göttinnen und Feen, an Elfen, die sich auf mondbeglänzter Waldwiese im Reigen schwingen, und seine Augen waren trunken von Schönheit.

Und als ein schüchternes Kind mit Blumen an den Tisch trat und rauf von dem dicken Herrn und den dicken Weibern abgewiesen wurde, kaufte er ihm den ganzen Korb voll ab. Sein Geld reichte knapp zum Bezahlen, doch er gab es gern. Keinen Pfennig behielt er von seinem Taler übrig!

Und als die schöne Pepita sich lächelnd verneigte, warf er ihr alle Blumen in den Schoß und schlug lauter als alle übrigen in die Hände. So laut, daß der dicke Herr ihn entrüstet zur Rede stellte und über den verschwundenen Taler lamentierte, als ob er ihm aus der Tasche gestohlen sei. Aber der Dichter antwortete nicht, sondern starrte nur immer auf die Bühne, noch lange nachdem die Tänzerin verschwunden war.

Und das eine dicke Weib sagte so scharf, daß es ihm wie ein

Messer ins Ohr schnitt: „Alles an dieser Person ist falsch. Sie heißt Friederike Schulze und nicht Pepita. Ihre Waden sind Watte und ihre Haare und Augenbrauen gefärbt. Habt Ihr beim Lächeln zwischen den Zähnen die Läden gesehen? Nicht einmal Plomben schaffst sie sich an.“

Und das andere dicke Weib fügte boshaft hinzu: „Sie hat einen Liebhaber, ich weiß es. Mit dem lebt sie wie Mann und Frau, obwohl er nichts hat. Pstui, wie unmoralisch!“

Und der dicke Herr leuchte verächtlich: „Sie ist nicht nur unmoralisch, sie ist auch dumm. Der alte Baron von Stolzenfels hat sie heiraten wollen, aber sie hat nicht gemocht. Lächerlich!“

Und alle drei lüchelten höhnisch und sahen den Dichter herausfordernd an. Der aber lachte ihnen lustig ins Gesicht und ging. Und er lachte noch auf der Straße über die Beschränktheit, die sich am Schönen nicht erquiden kann, ohne es zu bejudeken. Die alberne Lüge erfindet, um es in den Kot zu zerren. Die selber nicht weiß, wie roh und gemein sie bisweilen ist.

Und er spürte weder Hunger noch Durst, obwohl er nicht zu Abend gegessen hatte, und träumte nachts auf seinem Strohsack von Pepita.

Ah ja, wie glücklich war er gestern gewesen! Und er seufzte unter seiner Wolldecke und murmelte wehmütig vor sich hin: „Es war einmal . . .“

Aber kaum waren ihm diese Worte entschlüpft, so sprang er auch schon vom Sofa empor, griff hastig zur Feder und schrieb:

„Es war einmal ein Taler“ — und schrieb und schrieb, Zeile um Zeile, sah um sah, bis das Märchen fertig war. Das Märchen vom verschwendeten Taler, vom Mammon, den er der Schönheit geopfert hatte!

Und während er schrieb, fühlte er nicht, wie kalt es im Zimmer war und wie heftig sein Magen knurrte. So sind die Dichter.

Aber dann nahm er das Märchen und brachte es einem Manne, der Märchenbücher druckt. Und der Mann las es aufmerksam durch.

Und er schüttelte den Kopf und sprach: „Mein Lieber, Sie haben entschieden Talent. Schreiben Sie mir andere Märchen. Ihr Märchen vom verschwendeten Taler ist leider verfehlt. So was gibt's heute nicht mehr. Ein Dichter, der einer Vorstadttänzerin auch nur fünf Groschen opfert, der sein Kapital in Schönheit anlegt: das war einmal!“

Und er bot dem Dichter zehn Taler Vorschuß, wenn er ihm andere Märchen dichten wollte. Aber der Dichter nahm schweigend sein Manuskript und verschwand.

Drei Tage blieb er weg; dann kam er kleinlaut zurück und bat um den Vorschuß. Denn er stand vor dem Hungertod.

Und er schrieb hinfort Märchen, wie sie von ihm verlangt wurden und wie sie die reichen Leute gern lesen; so viele, daß er immer mehr Taler verdiente und sie ausgeben konnte, wie er mochte. Aber er hielt sich jetzt nur noch an Lörchen und Würste, und mied die Schönheit und die Blumen wie die Pest. Und er wohnte in einer prächtigen Villa und schlief in einem Himmelbett und war bald dicker geworden, wie damals der dicke Herr im Vorstadtheater. Und als er älter wurde, belam er sogar ein Fettherz.

Und wenn er am Fettherzen nicht gestorben ist, so lebt er — in zahlreichen Exemplaren — noch heute!

Die Übung als Prinzip der Entwicklung.

Die Darwinsche Lehre, daß sich die Entwicklung der Organismen aus der im Kampf ums Dasein und durch die geschlechtliche Zuchtwahl bewirkten Auslese der Tüchtigeren erkläre, ist allgemein aufgegeben. Sie ist schon logisch unhaltbar; denn sie setzt voraus, was sie erklären will. Die Stufenfolge der lebenden Wesen in der Natur zu immer höheren Zweckmäßigkeiten soll erklärt werden, und man erläutert das geheimnisvolle Spiel der natürlichen Kräfte damit, daß die Natur eben das Tüchtigere auslese, wobei denn angenommen wird, daß die Natur wisse, was das „Tüchtigere“ sei und wie sie es durchsehe. Im Grunde war dieser Gedanke Darwins nur eine biologische Spiegelung der zu seiner Zeit in England herrschenden Manchestertheorie auf wirtschaftlichem Gebiete; und deshalb spukt dieser Irrtum heute nur noch bei gewissen kapitalistisch bedienten Philosophen des Unternehmertums, die aus dem Darwinismus die Wunderwirkungen des kapitalistischen Kampfs ums Dasein für die Höherzüchtung der Menschheit „schlußfolgern“.

Gegenwärtig ist man geneigt, die Entwicklung der Wesen aus ihrer schöpferischen Leistung zu erklären. Man könnte sich vorstellen, daß schon das niedrigste organische Wesen, ehe es ward, was es ist, gleichsam eine lange Kulturgeschichte hinter sich hat; daß es seine Vollenkung sich allmählich erarbeitet, seine rätselhafte Anpassung an die Umwelt den unermüdbaren Versuchen seines triebhaften Wollens und Denkens verdankt. Auch diese prometheisch stolze Entwicklungslehre ist freilich nur eine Hypothese, die besonders durch das Problem der Vererbung (ist z. B. die Klavierhand des Virtuosen, wenn auch nur als Disposition, als Anlage vererbbar?) erworbenener Eigenschaften beeinträchtigt wird. Immerhin entspricht diese Auffassung aller menschlichen Erfahrung über die Entwicklung seines eigenen Wesens.

Aber auch experimentell findet diese Anschauung mancherlei Unterstützung. Wir wissen, daß sich alle menschliche Leistung als Übung erklärt. Je mehr Übung, das heißt je mehr Arbeit angewendet wird, desto rascher, leichter, sicherer ist die Leistung. Das Kind lernt durch Übung aufrecht zu gehen, eine ungeheure Wunderleistung; denn das balancierende aufrechte Gehen widerspricht eigentlich den Gesetzen der Schwere. (Der Leichnam stürzt denn auch als ungefüge Masse zu Boden, ebenso wie der seines gesunden Hirns beraubte Trunkene!) Die Übung bewährt sich in allen niederen und höheren geistigen Tätigkeiten. Durch Übung lernt man — lernen. Die Virtuosen und Genies des Denkens, des künstlerischen und technischen Schaffens und des Willens sind Erzeugnisse ihres rastlosen Lebens. Ihnen wird infolge ihres gewaltigen Aufwands von Übung „leicht“, was andere zu erreichen nicht einmal zu träumen wagen. Der Wille, der Charakter wird „gestählt“ — was heißt das anderes, als daß er sich geübt hat. So hat die Menschheit sich in ungezählten Jahrtausenden ihre Kultur errungen.

Durch Übung wird die Leistungsfähigkeit gesteigert, jedoch nur bis zu einem gewissen Grade. Wird die Übung zu lange fortgesetzt, so tritt das Gegenteil, die Ermüdung und Erschöpfung, selbst die Vernichtung ein.

Diese uns geläufigen Erscheinungen der Übung und Ermüdung lassen sich nun auch auf den niedersten Stufen der Lebewesen nachweisen. Durch Übung wird die materielle Selbstzeugung, der Regenerationsprozeß beschleunigt und verfeinert. Wenn man gewissen Organismen Teile ihres Körpers abschneidet, so wachsen sie wieder. Bei den Pflanzen ist eine solche Regeneration allgemein. Auch bei den Menschen wachsen abgeschrittene Haare und Nägel, freilich keine lebensnotwendigen Organe wieder, wie das auf niederen Stufen der Fall ist. Gerade solche Organe, ohne die das Wesen nicht leben kann, werden ungestüm aufs neue erzeugt, wenn sie zerstört sind. Und je öfter der Prozeß wiederholt wird, desto geläufiger wird er ausgeführt, bis die Kraft verfaßt und das Leben sich vernichtet, gerade indem es sich seine organischen Bedingungen wieder zu erzeugen sucht. Die Raupe, deren Gespinste man immer aufs neue vernichtet, stellt sie mit wachsender Leidenschaft immer wieder her, bis sie bei diesem Werk vor Ermattung stirbt.

Eugen Schulz, Professor an der Petersburger Frauenhochschule, hat an gewissen, bei Neapel massenhaft vorkommenden Würmern (Amphiglena) Versuche unternommen, um den Zusammenhang von Übung und Regeneration zu ermitteln. Er schnitt diesem Wurm — in einer großen Anzahl von Fällen — das vordere Segment ab, das eine strahlenförmige, seitlich verästelte Krone trägt. In jedem Tier wurde die Operation viermal unter gleichen Bedingungen vorgenommen.

Nach dem Abschneiden erzeugt sich das Organ in drei Stappen aufs neue. Erst entsteht ein Höder, der sich fingerförmig auswächst, und schließlich entstehen an diesen Fingern ähnliche Zaden, wie sie selbst entstanden waren.

Man sollte nun denken, das mit der jedesmaligen Wiederholung des Schnittes der Regenerationsprozeß schwieriger und unvollkommener wird. Das zur Verfügung stehende Bildungsmaterial nimmt mit jeder Operation ab, da das Tier bis zur Erzeugung einer neuen Mundöffnung hungern muß. In Wahrheit wird aber, wie Eugen Schulz in dem „Archiv für Entwicklungsmechanik“ ausführt, der Neubildungsprozeß jedesmal schneller durchgeführt; auch noch nach der vierten Operation werden die beiden ersten Stappen der Regeneration schneller erreicht als bei den früheren Malen, plötzlich aber tritt die Erschöpfung ein, und die letzte Etappe wird nicht mehr vollendet. Da die äußeren Entwicklungsbedingungen jedesmal ungünstiger werden, so erklärt sich die trotzdem beobachtete Beschleunigung des Prozesses in der Tat nur durch Übung: das Tier hat „gelernt“, sich zu regenerieren, bis das Uebermaß der Anstrengung den Zusammenbruch herbeiführt; genau wie beim Menschen auf der Höhe der Leistung fällt die Erschöpfung eintritt, wie etwa das Kind, das hintereinander dieselbe Zeichnung verfertigt, sie zuerst immer besser und schneller vollendet, bis es dann ermüdet nichts Ordentliches mehr zustande bringt. . . .

Es gibt nichts Erhabeneres als eine Weltanschauung, die sich auf der Idee aufbaut, daß alles Lebendige die Schöpfung seiner Mühe ist. In diesem Sinne ist schon alles Wachsen, alles Sich-entwickeln Handlung, Tat, Arbeit. Wir sind nicht die zufälligen Erzeugnisse fremder Mächte, sondern, was das Leben emporführt, hat das Leben selbst erzeugt. Alles Lebendige ist der Ertrag seiner eigenen Arbeit, der unvergänglich sich fortzeugenden und mehrenden Arbeit, von der Alge, dem Wurm bis zum Menschen.

Ist das nicht schließlich das ewige und unablässige Pfingstwunder des heiligen Geistes?

fortschritte der elektrischen Beleuchtung.

Von allen Zweigen der modernen Technik steht wohl keiner mit dem ganzen Volksleben in inniger Verbindung als die Elektrotechnik. Mit ihr kommt in mannigfacher Gestalt jeder einzelne in Verbindung, der Bauer im kleinsten Dörfchen ebenso

Wie der Stadtbewohner, wenn auch dieser viel häufiger als jener. Sei es nun, daß er ein Telegramm aufgibt oder ein Telephon-Gepräch führt, sei es daß er zur Fahrt nach der Arbeitsstelle die elektrische Bahn benützt oder seinen Arbeitsplatz elektrisch beleuchtet und seine Maschine vom Elektromotor antreiben läßt. Von früh bis spät umgeben ihn die Erzeugnisse der Elektrotechnik, aber wohl durch keine ihrer Gestalten gewinnt sie so enge Beziehung zum Volksleben als durch die elektrische Beleuchtung. Licht braucht jeder, und die große Bequemlichkeit der elektrischen Beleuchtung hat ihr schnell eine außerordentliche Beliebtheit verschafft. Heutzutage gilt es freilich noch als Luxus, sich elektrische Beleuchtung zuzulegen, zum Teil mit Recht, zum Teil auch mit entschiedenem Unrecht. Wenn der Strompreis nicht zu hoch ist, 40 Pf. für die Kilowattstunde kann als Grenze gelten, und die Pächtermiete nicht mehr als bei Gas beträgt, kann unter Verwendung der sehr viel Strom sparenden Metallfadenlampen die Beleuchtung billig genug sein, sogar billiger — und dabei gesünder — als das „Licht des kleinen Mannes“, die Petroleumlampe. Die Metallfadenlampen haben sich bisher freilich noch keiner allzu großen Verbreitung zu erfreuen, was an ihrem etwas hohen Preise liegt, aber es ist ja nur eine Frage der Zeit, daß sie billiger werden, sind sie doch heute schon erheblich billiger als noch vor wenig Jahren. Ihre Einführung bedeutete seiner Zeit einen so gewaltigen Sprung vorwärts in der wirtschaftlichen Ausnutzung der Elektrizität zur Lichterzeugung, daß sie wohl in der Frage der Einzelbeleuchtung bis auf weiteres das letzte Wort darstellen, die Arbeit der Elektrotechniker galt in den letzten Jahren mehr ihrer Ausgestaltung und Weiterentwicklung, als dem Erfinden neuer Beleuchtungsmittel. Dagegen ist um so mehr auf dem Gebiete gearbeitet worden, das man als Gesamtbeleuchtung bezeichnen könnte, die Beleuchtung von Straßen und Plätzen sowohl als von Werkstatt, Bureau und Kontor. Hier ist aber jeder Fortschritt von fast noch größerer Bedeutung für den einzelnen, als bei der häuslichen Beleuchtung, denn eine ungeeignet angebrachte Lichtanlage kann die Arbeit erschweren, zu rascher Ermüdung, sogar zu Erkrankungen führen. Es muß daher die Aufgabe des Beleuchtungstechnikers sein, ein Licht herzustellen, das genügende Helligkeit gibt, ohne durch zu hohen „Glanz“ die Augen anzugestrengen, das auch in der Farbe möglichst angenehm empfunden wird und das auch möglichst billig ist. Daß es nicht leicht ist, allen diesen Forderungen mit einem Male zu genügen, liegt klar auf der Hand; immerhin sind wir doch in den letzten Jahren diesem Ziele beträchtlich näher gekommen.

Da ist vor allem der Sieg der indirekten oder der noch besseren halbindirekten Beleuchtung zu erwähnen. Und was ihr zum Siege verholfen hat, ist vor allem die bei den Unternehmern zur Verbreitung gelangte Einsicht, daß sie durch Sparsamkeit in der Beleuchtung sich selbst schädigen, da sie die Leistungsfähigkeit ihrer Angestellten nur herabsetzen. Wo sie durchführbar ist, wird darum heutzutage halbindirekte oder indirekte Beleuchtung bevorzugt, das Licht einer Vogenlampe z. B. wird von einem unter ihr hängenden Reflektor an die weiß getünchte Decke geworfen, von wo es ganz zerstreut auf die Arbeitsplätze geworfen wird und hier eine sehr gleichmäßige, milde und angenehme Beleuchtung erzielt. In großen Maschinenhallen ist das natürlich nicht durchführbar, hier ist man eben nach wie vor auf das direkte, nur durch matte Glöden abgeschwächte Licht der einzelnen Vogenlampe angewiesen; für sehr viele Werkstätten und so ziemlich alle Büreaus ist dagegen die indirekte Beleuchtung ohne Zweifel die beste. Voraussetzung ist natürlich, daß die Farbe des Lichtes angenehm, nervenberuhigend empfunden wird, wie es bei dem Mondlicht z. B. der Fall ist, das ja auch ein indirektes ist. Nun ist aber versucht worden, die bei der indirekten Beleuchtung bis zu 50 Proz. ausmachenden Lichtverluste durch Absorption dadurch wieder hereinzubringen, daß man eine sparsamere Lichtquelle als die gewöhnliche Vogenlampe verwendete, und zwar die Quecksilberdampf- oder neuerdings die Quarzlampe. Bei dieser wird das Licht in einer Luftleere, nur zum Teil mit Quecksilber gefüllten Röhre erzeugt. Wird der Strom geschlossen, so wird ein Teil des Quecksilbers verdampft, dieser die enge Röhre erfüllende Dampf wird durch den Strom zum Glühen gebracht und sendet ein äußerst helles, fast nur aus grünen Strahlen bestehendes Licht aus. Statt der Glasröhre kann man auch eine solche aus geschmolzenem, glasförmigen Quarz verwenden. Da dieser viel wärmebeständiger ist als Glas, kann man die Temperatur und damit die Lichtausbeute beträchtlich hinaufsetzen. Die Farbe dieses Lichtes ist aber infolge des gänzlichen Mangels an roten Strahlen eine so abstoßliche, daß seine Einführung die Vorteile der indirekten Beleuchtung wieder vollkommen wettmachen würden. Ein manchen Stellen ist sie auch infolge des Protestes der Angestellten wieder entfernt worden; es zeigte sich, daß das nahezu einfarbige Licht geradezu Erkrankungen herbeiführte.

Viel mehr Erfolg verspricht eine Lichtart, die in neuester Zeit an Verbreitung gewinnt, und die ganz besonders für Werkstatt- und Bureaubeleuchtung geeignet ist, das von dem Amerikaner Dr. Mac Farlan Moore erfundene und nach ihm benannte Moore-Licht. Im Prinzip ist es weiter nichts als die wohlbekannte Geißlerische Röhre, die ja viele noch aus dem Schulunterricht kennen, auch in vielen Schaustößen und Läden von Mechanikern ist sie zu finden. Eine festsam phantastisch geformte Röhre, die luftleer gemacht oder mit einem anderen Gas gefüllt und dann

ausgepumpt worden ist. Legt man sie an die Pole eines Funkeninduktors, so leuchtet sie in den herrlichsten Farben auf, grün, blau, rot, auch weiß, je nach dem Gase, dessen Spuren noch darin enthalten sind. Stickstoff z. B. gibt ein h^otes rofiges, Kohlenäure ein rein weißes Licht. Wohl mancher mag sich gefragt haben, ob es nicht möglich sei, diese Geißlerische Röhre zur Beleuchtung zu verwenden, aber Moore war der erste, dem dies in praktisch brauchbarer Weise gelang. Natürlich kommt kein Funkeninduktor zur Verwendung, sondern der gewöhnliche technische Wechselstrom, der nur durch einen Transformator auf hohe Spannung gebracht wird. Die Lampe besteht aus einer 4—5 Zentimeter starken, sehr langen Glasröhre, die mit Stickstoff gefüllt und dann ausgepumpt worden ist. Eine zirka 1 Meter lange Röhre ergibt etwa 50 Kerzen Lichtstärke, da diese sich aber über die ganze Länge gleichmäßig verteilen, ist der Glanz ein sehr geringer, das Licht ist fast so diffus wie bei indirekter Beleuchtung durch Vogenlampen. Um einen größeren Raum zu beleuchten ist natürlich eine große Röhrenlänge erforderlich; in Amerika sind ununterbrochene Röhren von 70 Meter Länge verlegt worden. Die Moore-Röhren verbrauchen vorläufig etwas mehr Strom als gute Metallfadenlampen; es ist aber wahrscheinlich, daß man ihre Wirtschaftlichkeit noch erheblich verbessern kann, dann dürften sie wohl die indirekte Beleuchtung vielfach verdrängen. Jedenfalls sichert ihnen ihr milbes, weißes Licht, das man wirklich als nervenberuhigend bezeichnen kann, für Werkstatt- und Bureaubeleuchtung ein großes Anwendungsgebiet. Und jede Verringerung überflüssiger Ermüdung bei der täglichen Arbeit, namentlich wenn sie unser kostbares Organ, die Augen, betrifft, ist für die Volksgesundheit von größtem Wert.

Kleines Feuilleton.

Der Heilige von Aegypten. Den Eingeborenen Aegyptens ist wieder einmal ein Prophet oder wenigstens ein Heiliger entstanden in der Perion von Mohammed Moussa. Der Ethnologe Professor Seligmann veröffentlicht über diesen merkwürdigen Mann im „Lancet“ eine ausführliche Schilderung. Mohammed Moussa wird von seinen Glaubensgenossen als Nabural bezeichnet, ein Titel, der nur ganz ungewöhnlich heiligen Leuten des Islams beilegt wird. Wenn die ihm erzielene Verehrung noch weiter wächst, so kann er es, namentlich nach seinem Tode, noch zu etwas Außerordentlichem bringen. Zu seinem Auf ist er hauptsächlich dadurch gelangt, daß er zeitweilig von ekstatischen Zuständen befallen wird, während er sich sonst von seinen Nebenmenschen kaum unterscheidet. Professor Seligmann schildert eine religiöse Veranstaltung, bei der Mohammed Moussa mit seinem ungewöhnlichen Gebaren die Hauptrolle spielte. Der Anlaß war die Darbringung von Danhsagungen für die Heilung eines Schwerkranken.

Ein wesentlicher Teil der Veranstaltung ist ein Tanz. Mohammed Moussa war unter den Tänzern und verfiel in seine Ekstase, nachdem er etwa 20 Minuten getanzt hatte. Den Kennern kündigte sich der in ihn gefahrene heilige Geist dadurch an, daß er das mohammedanische Glaubensbekenntnis mehrere Male hintereinander mit einer von Heiserkeit beinahe erstickten Stimme hersagte. Dann zeigte sich auch die ersten sichtbaren Merkmale, indem sein ganzer Körper steif wurde. Ein Zittern überfiel ihn von den Weinen aufwärts, der Hals reckte sich weit nach vorn, die Augen waren geschlossen, die Lippen bewegten sich lautlos. Dann sprang er mehrmals auf den Fehenspitzen auf und nieder, warf den Kopf zurück und machte heftige Anstrengungen, um sich zu schlagen. Sein Kampf wurde immer gewaltiger, der Atem ging tief und keuchend, Schaum stand vor seinem Munde. Allmählich legten ihn seine Gefährten auf den Boden und hielten ihn dort in einer sitzenden Stellung. Wieder begannen sich seine Lippen zu bewegen und Seligmann wurde darüber belehrt, daß der Heilige nun eine Vision habe. Alle Männer setzten sich nun nieder und sangen an zu beten. Nach einigen Minuten flüsterte ein Mann ihm etwas ins Ohr. Dann sprang er auf und schien sofort wieder ganz zu tief zu kommen, und hob dann mit einer Erzählung dessen an, was er in seiner Verzückung erfahren hatte. Die Vision des Heiligen ist immer die gleiche. Er gelangt dabei ins Paradies, wo er die Heiligen und Propheten und auch viel grüne Vögel sieht. Nachdem der Anfall vorüber ist, fühlt er sich vollkommen frisch und ohne Uebelkeit.

Prof. Seligmann bezeichnet den Zustand des Mohammed Moussa als eine hochgradige Hysterie oder hysterisch Epilepsie. In allen Zeiten des Altertums und Mittelalters sind Leute mit dieser Veranstaltung als Heilige verehrt worden. In Aegypten beschäftigen sich solche Leute zum Nachweis ihrer Heiligkeit noch damit, lebende Schnecken zu essen und mit Skorpionen zu spielen. Auch andere Europäer haben den neuen Heiligen mehrfach beobachtet. Bei einer Vorführung soll er Eisenstücke benutzt haben, die mit einem Ende im Feuer zur Rotglut gebracht worden waren. Er hielt sie länger als zehn Sekunden an beiden Enden in den Händen und beledete sie an der glühendsten Stelle, ein bei den Arabern ganz bekannter Trick. Eine Prüfung seiner Hände ergab allerdings, daß diese Spielerei nicht ganz ohne sichtbare Folgen abgegangen war, aber Moussa hatte nicht das geringste Bewußtsein davon.